

BRENT GHELFI

RUSSISCHES ABENDMAHL

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Nicolai von Schweder-Schreiner

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Linie, die das Gute vom Bösen trennt, durchkreuzt das Herz eines jeden Menschen. Und wer mag von seinem Herzen ein Stück vernichten?

ALEXANDER SOLSCHENIZYN, DER ARCHIPEL GULAG

1

»Was verstehst du von Kunst, Volk?«

Maxim Abdullajew schleudert die Frage durch den Äther wie eine Axt.

Ich presse mein Nokia-Handy ans Ohr. Klapperndes Geschirr, rempelnde Gäste und laute Stimmen liefern mir einen Vorwand, die Antwort auf seine Frage hinauszuzögern. »Warte kurz«, sage ich und gehe die Treppe hinunter zu meinem Tisch im Keller von Vadims Café in der Staraja Straße, von wo aus ich meine Geschäfte führe.

Maxim könnte überall sein. Sein Hauptquartier liegt nur ein paar Straßen weiter, im Solsnetskaja-Viertel. Allerdings wechselt er seinen Arbeitsplatz wöchentlich, manchmal täglich, weshalb es unmöglich ist, sich ein genaues Bild davon zu machen, wo er gerade steckt oder was er tut.

Als ich den Lärm hinter mir gelassen habe, sammle ich kurz meine Gedanken. »Kunst? Ich habe einen Master in Kunstgeschichte von der Universität Moskau.«

Ich bin sicher, dass Maxim genug über mein Leben weiß, um den Sarkasmus darin mitzukriegen. Mutter tot, Vater verschwunden, spätsowjetische Armut und fünf Jahre Töten und Schlimmeres in Tschetschenien, all das

hat erstaunlicherweise zu keiner Weltklasseausbildung geführt. Die Dinge, die ich gelernt habe, werden nicht an Universitäten gelehrt. Er stößt ein beunruhigendes kehliges Glucksen hervor. Ein Eisbär macht wahrscheinlich dasselbe Geräusch bevor er frisst.

»Hör zu«, sagt er. »Du musst etwas für mich erledigen. Rede mit Gromow. Okay?«

»Okay«, sage ich, als hätte ich eine Wahl, und Maxim legt auf.

Zwei Stunden später, kurz vor Mitternacht, trampelt Gromow in mein Kellerbüro. Die Haut auf seinem kahlen Kopf und in seinem geschwollenen Gesicht hängt schlaff herunter wie das Fell eines Shar Pei. Die zu Schlitzeln verengten Augen blicken verschlagen und nervös, aus gutem Grund. Hinter ihm lauert Valja versteckt zwischen den Regalen.

»Hast du mit Maxim gesprochen?«, fragt er.

Ich brumme bestätigend.

Er fällt in einen gepolsterten Schreibtischstuhl, der ächzend unter seiner Masse verschwindet. Selbst die silbernen Rollfüße sind von den Falten seines Mantels verdeckt, in dem er eine Hand tief in einer Tasche vergraben hält. Er prahlt gern mit seinem verchromten 45er Peacemaker Colt, einer veralteten Kanone, die große Löcher hinterlässt. Eine gute Waffe für jemanden, dessen Job es ist, andere einzuschüchtern.

»Ich hab ein geschäftliches Angebot«, beginnt er. »Maxim meint, du könntest mir dabei helfen.«

»Ich arbeite mit niemandem zusammen.«

Gromow weiß das. Schließlich ist diese Regel mit ein Grund für die Spannungen zwischen uns. »Klar, verstehe.«

Mit seinen zerschrammten ledernen Motorradstiefeln wirbelt er den Stuhl herum und wirft einen Blick durch den Raum.

Hier im Kellergeschoss gibt es nicht viel zu sehen: Schwarzer Schieferboden, Regalreihen, offene unbehandelte Holzbalken, verputzte Wände, an denen hier und da der rote Ziegel durchkommt, verstaubte Spielautomaten aus den Sechzigern. Ich weiß, Gromow sucht Valja, aber solange sie es nicht will, wird er sie nicht zu sehen bekommen. Er beendet seine Inspektion und grinst durch seine krummen gelben Zähne, die vom ewigen Tabakkauen schwarze Schlieren haben.

»Vielleicht solltest du aber mit mir zusammenarbeiten.«

»Sag, was du zu sagen hast.« Ich zeige auf den leeren Tisch vor mir. »Ich habe zu tun.«

»Verstehst du was von Diamanten?«

»Maxim sagt Kunst, du sagst Diamanten. Was ist es denn nun?«

»Dasselbe, Arschloch.«

Als er ruckartig die Hand aus der Manteltasche zieht, steht plötzlich Valja hinter ihm und richtet den kurzen Lauf einer Mossberg Kaliber 12 mit Pistolengriff auf seinen rasierten Schädel. Aber statt seinen Revolver zu ziehen, wirft er mir einen kristallinen Quader zu, der funkelnd durch die Luft wirbelt, bevor er in meine Hand klatscht.

Valja zieht sich zurück.

Gromow lehnt sich zurück, selbstgefällig die Nähe des Todes ignorierend, während ich meinen Fang begutachte. Der Stein ist etwa einen Zentimeter dick und drei Zentimeter lang. Das eine Ende ist abgebrochen und am Schliff zersplittert. In die flachen Seiten sind unlesbare Inschrif-

ten geätzt. Soviel ich weiß, handelt es sich dabei um Namen in persischer Schrift. Ich werfe den Stein zurück. Er fängt ihn mit sicherem Griff.

»Du bist ein Idiot, Gromow.«

Seine Kaumuskel sind so kräftig, dass sich sein Gesicht zu einer Pyramide verformt, wenn er die Zähne zusammenpresst. »Halt's Maul.«

Ich zeige auf seine Hand. »Das ist eine schlechte Kopie des Schah-Diamanten. Der Echte liegt fünf Straßen weiter in der Rüstkammer des Kreml und wird besser bewacht als Putin.«

Das ist gelogen. Der Echte ist nicht mehr da. Er war ursprünglich ein Geschenk an Zar Nikolaus I, als Wiedergutmachung für den Tod eines russischen Diplomaten, der in den 1820er Jahren in Teheran ermordet wurde. Berühmt ist der Diamant unter anderem deshalb, weil alle die unglücklichen Besitzer, deren Namen darin eingraviert sind, starben, als er in ihrem Besitz war. Knapp neunzig Karat in ungeschliffener Form. Drei Jahre zuvor hatte er unter meiner Mithilfe eine symbolische, wenn auch nicht publik gemachte Reise zurück nach Persien angetreten. Er wurde der Kunstsammlung eines verwöhnten Saudi-Prinzen übergeben, im Tausch gegen eine finanzielle Unterstützung meines Hauptarbeitgebers, der russischen Armee. Eine bessere Fälschung als diese hier liegt unter permanenter Bewachung in der Diamantensammlung des Kreml hinter Glas.

»Siehst du?«, sagt er. »Du kennst dich aus mit dem Scheiß.«

»Jeder Tourist kennt den Schah-Diamanten.«

Er lehnt sich vor, soweit sein muskelbepackter Körper es ihm erlaubt, und stützt sich mit den stämmigen Ell-

bogen auf meinen Tisch, der ächzt aber hält. Wie viele alte Möbelstücke in Moskau, ist auch mein Tisch von kalten Gulag-Händen robust gebaut worden. »Und was wenn ich dir sage, dass ich den Echten kriegen kann, ohne dass jemand es merkt?«

»Das kannst du nicht. Du verschwendest meine Zeit.«

»Hör zu.« Er legt sein breites Gesicht in Falten. »Wir haben Leute da drinnen. Soldaten, die die Schnauze voll haben von Putins Kapitalismus. Die kriegen gerade mal so viel wie bei der Stütze, während Typen wie wir reich werden. Sie schnappen sich den Diamanten und ersetzen ihn durch den Falschen. Denk doch mal nach. Das Scheißding liegt den ganzen Tag unter Glas, genau wie der gottverdammte Lenin. Wer weiß, ob das, was da drunter liegt, echt ist? Wen interessiert's? In fünf Jahren guckt ihn sich irgendein Wichser aus der Schweiz unterm Mikroskop an und schlägt Alarm. Und dann ist es zu spät, um zurückzuverfolgen, wer wann was getan hat.«

Ich sage, dass es so einfach nicht sein wird, obwohl es das war.

»Kümmere dich einfach um deinen Job«, sagt er.

»Was ist mein Job?«

»Ihn an den Mann zu bringen.« Gromow dreht auf, er zittert und ist offensichtlich aufgebracht. »Du bist doch so dicke mit dieser Schwuchtel, diesem Nigel Bolles.« Er spricht den Namen Nigel mit verächtlich spitzen Lippen aus. »Er soll dir ein paar Leute in London oder New York oder sonst wo nennen und uns helfen, jemanden zu finden, der zu viel Geld hat.«

»Ich bin nicht dabei.«

Gromow fällt die Kinnlade runter. »Warum nicht?«

»Hab ich doch schon gesagt. Ich arbeite mit niemandem zusammen. Außerdem schätze ich, dass deine Chancen, den Echten da raus zu kriegen, bei null liegen.«

Pochende Adern arbeiten unter dem Haarschatten, der seinen riesigen Schädel verdunkelt. »Warum machst du es uns so verdammt schwer, Volk? Das ist jetzt das dritte Mal, dass ich dir ein Geschäft vorschlage. Und jedes Mal sagst du, ich soll mich verpissen.« Er lässt seine enormen Schultern kreisen, als wolle er sich unter seinem Mantel Platz verschaffen. »Es wird mir allmählich zu eng hier. Kaum drehe ich mich um, bist du da. Du stehst mir im Weg.«

Er hat recht damit, dass unsere Geschäfte sich überschneiden, zumindest was den Teil betrifft, über den er informiert ist – Drogen, Datendiebstahl, Pornographie und die Vermittlung heiratswilliger russischer Mädchen an Männer aus der Mittelschicht in den USA und in europäischen und asiatischen Industrienationen. In Russland gibt es zehn Millionen mehr Frauen als Männer, eine der Auswirkungen der ewigen Kriege und Säuberungen. Zudem hat Russland schon immer mehr importiert als exportiert. Ich denke, das Geschäft mit den Mädchen gleicht beides aus.

Gromows Interessen kollidieren in mehrererlei Hinsicht mit meinen, obwohl er im großen Stil Kinderprostitution und andere Dinge betreibt, von denen ich die Finger lasse. Aber er hat keinen Grund, sich deswegen Sorgen zu machen, weil auf diesem kleinen Straßenabschnitt unterhalb des alten Lubjanka-Gefängnisses genug für uns beide da ist, und weil wir dank des Internets weltweit agieren können.

»Sei doch nicht so borniert, Gromow.«

»Was zum Teufel bedeutet das?«

»Das heißt, dass wir gut miteinander klar kommen, solange du dich aufs Geschäft konzentrierst und nicht auf irgendeinen Territoriumsscheiß. Hol dir deinen Diamanten. Fick Ludmilla. Aber lass mich in Ruhe.«

Entweder mag er die Art nicht, wie ich ihn zurückweise, oder es ist, weil ich seine vollbusige Freundin ins Spiel bringe. Er steht so abrupt auf, dass sein Stuhl umkippt. Er knurrt, brüllt irgendetwas Unverständliches, holt seine Kanone raus und kommt langsam und ziemlich amateurhaft auf mich zu. Ich glaube nicht, dass er abdrückt. Er will mich nur einschüchtern. In dem Augenblick durchdringt das metallische Geräusch vom Durchladen eines Repetiergewehrs den Raum. Er bleibt wie angewurzelt stehen. Seine Augen springen hin und her, aber er ist vernünftig genug, sich nicht umzudrehen.

»Das ist Valja«, erkläre ich ihm, und seine Hände wandern langsam nach oben, bis die Mündung seines Colts einen der Balken streift.

Sie steht hinter ihm, zu allem bereit, fast verloren in ihren Schnürstiefeln, den eng anliegenden Fallschirmspringerhosen und einer chromfarbenen Jacke mit Fellkragenkapuze. Die Mossberg liegt locker in ihren Händen. Ihr weißes Haar funkelt im Licht wie ein Heiligenschein.

»Ich bin fertig«, sagt er, ohne sich umzudrehen.

Ich nicke ihm zu, und er klappt seinen Mantel auf und schiebt den Revolver in das bombastische Halfter. »Mir bleibt keine Wahl«, erklärt er, in einem Ton, als würde er einem Taxifahrer sagen, er solle rechts abbiegen. »Ich muss dich aus dem Verkehr ziehen, Krüppel.«

Die Stichelei wegen meines Fußes stört mich nicht. Die Aussicht auf Krieg hingegen schon, vor allem ange-

sichts Maxims frisch erwachtem Interesse an der Kunstwelt. Drei Jahre lang konnten der General und ich ungestört auf diesem Gebiet agieren, und ich wünschte, unsere Zeit wäre noch nicht abgelaufen.

»Nur zu, Großer«, sage ich.

Er dreht sich abrupt um, aber Valja ist nirgends zu sehen. Gromow wirft einen letzten unheilvollen Blick auf mich, dann poltert er davon.

Am nächsten Tag gibt es mittags Kassler in der Sonne vor einem Pavillon im grünen Gorki Park. Nach ein paar Happen bekomme ich Gesellschaft von Juri, einem Knüppel schwingenden Bullen von etwa sechzig Kilo. Die spindeldürre Brust hervorgestreckt kommt er auf mich zu, schiebt seinen Knüppel in einen Stahlring an seinem Gürtel und lässt sich mir gegenüber hinplumpsen. Die Sonne glitzert durch die weißen Birken und tanzt über den goldenen doppelköpfigen russischen Adler auf seiner Mütze, während ich ihm einen Umschlag voller Dollarscheine über den Plastiktisch schiebe. Er schnappt sich den Umschlag und klemmt ihn sich schnell und heimlich unters Bein.

»Scheiße, Volk!«

Er wirft mir einen stechenden Blick zu, aber ich bin mit meinem Fleisch beschäftigt. Es ist mir egal, wer uns sieht. Ich höre kurz auf zu kauen, gerade lang genug, um zu sagen: »Es sind fünfhundert extra für Viktor drin. Und eine Nachricht.«

Viktor ist Juris Chef. Er steht seit zwei Jahren auf meiner Gehaltsliste. Die Nachricht bezieht sich auf die Informationen, die ich über Gromow brauche, und das Extrageld ist die Bezahlung dafür. Gromow zahlt wahrscheinlich für ähnliche Berichte über mich.

Juri zieht ein in Folie verpacktes Sandwich aus einer braunen, ölbefleckten Tasche, sitzt dann aber nur da und sieht mich an, ohne zu essen. Er legt seine Mütze auf den Tisch und leckt sich den Flaum auf der Oberlippe, der noch genauso aussieht wie vor einem Jahr, als ich ihn kennenlernte. Ich nehme an, es ist ein Schnurrbart.

»Wo ist Valja?«, fragt er.

Das Kassler ist alle. Ich lutsche mir das Fett von den Fingern und tätschele seinen kahl werdenden Kopf. Er ist jünger als ich, Mitte zwanzig, aber die Haargötter sind nun mal launisch. Außerdem sieht er weicher aus als ich. Krieg und Not haben meine Züge verhärtet: Bronzefarbener Bürstenschnitt, glühende haselnussbraune Augen, stoppelige Wangen – ich sehe furchterregend aus, selbst wenn ich das Gegenteil versuche. Bei jedem Klaps hüpft sein Kopf nach vorn.

»Leg dich nicht mit mir an, Juri.«

Seine Augen weiten sich. »Um Gottes Willen nein, Volk.«

Ich überlasse ihn seinem Sandwich. Als ich durch das hohe Gras des Gorki Parks zu meinem Mercedes S 600 stapfe, summt mein Nokia.

»Ja?«

»Hier ist Nigel.«

Bolles. Mein größter Vermittler von Auslandsgeschäften. Der dandyhafte Auslandsbrite, nach dem Gromow am Tag zuvor gefragt hat. Ich warte.

»Ich habe gehört, du befindest dich im Krieg, mein Lieber«, sagt er.

Seine trällernde Stimme klingt angestrengt und zweifellos infolge einer durchzechten Nacht ohne einen Stolicznaya am Morgen danach. »Tja, das Geschäft ist hart.«

»Kann ich etwas für dich tun?«

Genau das, was ich brauche. »Die Briten kommen«, sage ich, aber er scheint den negativen Unterton zu überhören.

»Ganz recht. Zu deinen Diensten.«

»Besorg mir einfach weitere Kunden.«

»In Ordnung.« Er räuspert sich. Es klingt wie ein kalter Motor, der sich warm hustet. »Was das betrifft, wirst du erfreut sein zu hören, dass ich für heute Abend jemanden habe. Schweizer Kongressteilnehmer mit gemeinsamen Interessen.«

»Nur Drogen?«

»Auch Jungs und Mädchen.«

Er klingt, als täte es ihm leid. Er kennt meine Skrupel, so dumm sie auch sein mögen. Letztendlich ist es doch egal, wer das Geld macht. Ran müssen die Kinder so oder so.

Ich bleibe auf einem Hügel stehen, das platt gedrückte Gras leuchtet wie nasse Jade. Obwohl es Anfang Mai ist, weht der Wind eisig über die Moskwa und krümmt die Wipfel der stattlichen Birken, die sich entlang der Uferstraße in Richtung der emporragenden Türme der Universität aufreihen. Industriedunst verwischt das Stadtbild. Die Spitzen der anderen »Sieben Schwestern« Stalins durchbohren den Dunstschleier wie aufgerichtete Stilette. Mit Gromow werde ich fertig. Ich weiß, dass ich ihn relativ leicht loswerden kann. Aber er ist einer von Maxims Laufburschen, und als Oberhaupt der Azeri Mafia kann Maxim meine Geschäfte aus einer Laune heraus zerschlagen.

»Bist du noch dran, Volk?«

Ich knirsche mit den Zähnen. »Wir treffen uns um zehn im National Club und bereden die Details«, sage ich.

Meine Brust zieht sich zusammen, und plötzlich habe ich das Gefühl, nicht genug Luft zu bekommen.

»Ausgezeichnet.« Er ist wieder bei Kräften, wahrscheinlich rechnet er sich seine zwanzig Prozent Anteil aus.

Ich beende das Gespräch, humple auf meinem pochenden Stumpf zum Mercedes, steuere den glänzenden schwarzen Wagen in den dichten Verkehr und be-reue schon meine Entscheidung. Das Handy klingelt erneut.

»Ja?«

»Volk?«

»Wer will das wissen?«

»Hier ist Arkadij.«

Es ist einige Jahre her, seit ich das letzte Mal von Arkadij Borodenkow gehört habe – ich war mit ihm zusammen im Waisenheim und später in einer Besserungsanstalt für Jungs an der Ostsee. Ein Kindheitsfreund, an Orten, wo Freunde rar sind. Und wie ich zuletzt gehört habe, ein Ecstasy Dealer und Gelegenheitshehler in St. Petersburg. Schwächling, langes blondes Haar, zu schwach für alles, was weiter oben spielt.

»Was ist los?«, frage ich.

»Ich hab was Nettes für dich. Etwas, wo Muckis, Mumm aber vor allem Köpfchen gefragt sind. Da dachte ich an dich.«

Ich bahne mir meinen Weg durch den Verkehr und durch empörte Fußgänger auf der Kremlevskaja Straße, mache einen illegalen U-Turn, biege direkt danach scharf rechts ab und rattere über das unebene Kopfsteinpflaster am Rande des Roten Platzes. Zu meiner Linken taucht die Basiliuskathedrale auf, deren bunte Kuppeln wie Softeistrudel aussehen. Die leuchtenden Farben und die Men-

schenschlangen vor der Kathedrale scheinen Jahrzehnte religiöser Unterdrückung in der Sowjetunion zu verhöhn.

»Erzähl weiter.«

»Ich weiß nicht genau, wie ich es beschreiben soll.«

Ich bin nicht in der Stimmung lange herumzudrücken, nicht solange der Abschaum des Deals, den ich gerade mit Nigel gemacht habe, noch in meinem Mund klebt. »Spuck's aus.«

»Was verstehst du von Kunst, Volk?«

2

Dieselbe Frage, gestellt von zwei verschiedenen Männern, verfolgt mich den restlichen Nachmittag über. Die Dämmerung zieht sich um diese Jahreszeit bis nach neun hin und lässt die Tage endlos erscheinen. Ich fülle die Zeit mit Schreibearbeit im Keller von Vadims Café.

Um sieben mache ich mich wie alle zwei Wochen auf den Weg, verwitwete Rentnerinnen in ihren winzigen Behausungen, Frauen, die ich von einer langen Liste ausgewählt habe und die alle ihre Männer in russischen Kriegen verloren haben, zu besuchen. Heute Abend liegen drei Stopps in grauen Häusern aus der Chruschtschow-Ära an, die sich vom früheren stalinistischen Wohnungsbau durch eine schäbige Beton-Glas-Konstruktion, niedrige Decken und ausgebleichene grüne Flure unterscheiden. Anders als seine Nachfolger setzte Stalin auf kalte steinharte Beständigkeit.

Die ersten beiden erschauern in einer Mischung aus Dankbarkeit und Angst. Dankbar für die dreitausend Rubel, die ich in ihre zitternden Hände drücke, ein Drittel mehr als ihre monatliche Rente, aber nur ungefähr sechsunddreißig amerikanische Dollar. Ängstlich, weil sie

fürchten, mit meiner Großzügigkeit könnte es zu Ende sein, wenn sie etwas Falsches sagen. Sie murmeln, »Gott segne dich, mein Sohn«, und verschwinden wieder in ihren winzigen Wohneinheiten.

Der enge Fahrstuhl im dritten Hochhaus ist kaputt. Im neunten Stock, als ich mich durch eine verschrammte Feuertür in einen Betonflur zwänge, dessen Boden nach Jahrzehnten schlurfender FüÙe verschiedene Brauntöne angenommen hat, schmerzt mein Stumpf. Die Türen sind mit Stoff gepolstert, um den Lärm zu dämpfen. Verlassene Fußmatten, auf denen *Willkommen* steht, grüÙen die Besucher. Ich bleibe vor einem Türvorleger aus Gummi mit lilafarbenen Veilchen stehen und klopfe leise an.

Hinter der Tür sind schleppende Schritte zu hören, gefolgt von klickenden Schlössern. Die Tür öffnet sich knarrend. Mascha tritt beiseite, als ich mich in ihre Einzimmerwohnung dränge.

Dreiunddreißig Quadratmeter. Die Decke so tief, dass ich mich wie eine nervöse Schildkröte ducke. Kochplatte, ein Waschbecken, Einzelbett, 13-Zoll-Fernseher mit einem in Folie gewickelten Kleiderbügel als Antenne, und ein Korbstuhl, groß genug für ein Kind. Ich quetsche mich in den Stuhl und verdrücke ein Stück Ingwer-Sahne-Torte, die sie sich nicht leisten kann, aber immer als kleines Dankeschön im Haus hat.

Sie trägt ein wogendes, bodenlanges purpurrotes Unterkleid, Kreolen und ein abgetragenes Lederhalsband mit geschnitzten Elfenbeinfiguren. Ein paar davon sind Tiere, der Rest eher seltsame Geschöpfe. Sie reicht mir einen angeschlagenen Becher mit starkem Tee. Das Zittern ihrer gebrechlichen Hand erzeugt kleine Wellen auf der Oberfläche der schwarzen Flüssigkeit.

»Soll ich dir noch mal aus der Hand lesen? Vielleicht kann ich diesmal mehr erkennen.« Ihre kratzige Stimme zeugt von zu vielen Jahren filterloser Zigaretten und einem entbehreungsreichen Leben.

»Nein. Danke, Mascha.«

Sie fragt jedes Mal, und ich sage jedes Mal Nein. Letzte Woche habe ich Ja gesagt, von einem merkwürdigen Impuls getrieben, dem ich nur selten nachgebe. Sie hatte den Raum verdunkelt und sich gegenüber von mir aufs Bett gesetzt. Unsere Knie berührten sich, meine rechte Hand lag zwischen ihren Händen wie eine dicke Scheibe Fleisch zwischen zwei welken Salatblättern in einem Sandwich, und sie hatte die Augen geschlossen. Als sie endlich den Kopf hob, war ihr Blick ins Leere gerichtet, die Augen so weit aufgerissen, dass es aussah, als bedeckten sie ihr ganzes Gesicht. »Es gibt zwei«, sagte sie. »Zwei von jedem.« Sie streichelte weiter meine Hand, immer noch mit diesem entrückten Blick, aber damit war meine Sitzung zu Ende, egal wie viele Fragen ich stellte. »Ich kann dir nur sagen, was ich sehe«, erklärte sie später am Abend.

Jetzt setzt sie sich aufs Bett und reibt ihren Stumpf. So haben wir uns kennengelernt, in einer Klinik für Amputierte. Meine Prothese ist auf dem neusten Stand der Technik, Titan in Karbonfaserlegierung mit Schnappverschluss. Auch wenn ich etwas anderes vortäusche, kann ich fast so gut laufen und springen wie damals, bevor man mir die zerschmetterten Überreste meines Fußes zehn Zentimeter unterhalb des Knies entfernt hat. Ihre ist aus sprödem Leder und rissigem Holz und fast so alt wie sie.

Gegenüber dem Bett flimmern auf dem Bildschirm Schwarz-Weiß-Bilder von einem Bombenanschlag in der

Londoner Innenstadt, oder in Jerusalem, oder in New York, ich weiß nicht wo, und im Grunde ist es auch egal.

»Wenigstens haben die Kommunisten die Religion vertrieben«, sagt sie und starrt auf den Fernseher. »Jetzt sind die Kirchen offen, aber die Schulen geschlossen.«

Ich werfe erneut einen Blick auf die schattenhaften Bilder. Das Gebäude auf dem Bildschirm ist eine in Flammen stehende Moschee in Moskau. Die Sahne füllt meinen Mund mit warmer, weicher Süße.

Sie lässt die Augenlider sinken. »Die Kapitalisten bringen Drogen, Pornographie und Waffen. Essen auch, aber kein Geld, um es zu kaufen.«

In Russland bekommen Frauen mit fünfundfünfzig Rente, Männer mit sechzig. Die meisten Männer sterben bevor sie einen Rubel sehen. Die Frauen leben weiter. Die Rente allein reicht nicht zum Überleben, also stellen sie sich stundenlang für Essensmarken an, verkaufen selbst gemachten Schmuck an Touristen, essen von Tschernobyl verstrahltes Obst und betteln. Und leiden.

»Die Russen haben kein Glück mit ihren Regierungen«, sagt Mascha.

Ich nicke langsam. Sie hat unsere schlimme Geschichte besser zusammengefasst als jedes Lehrbuch es könnte.

Die Leuchtziffern meiner Patek Philippe zeigen neun Uhr an. Ich schlinge den Rest von der Torte runter, lege die fettige Serviette beiseite und setze mich auf den Rand ihres Bettes, das mit einem ergebenen Quietschen nachgibt. Halte ihr Bein und massiere die runzelige Haut am Ende. Sie ist schwielig und rau, und an den Stellen dunkler, wo ihr Gewicht gegen die Prothese drückt und allen Schmutz der Welt in die Falten getrieben hat. Sie lehnt

sich zurück, schließt die Augen und ist nach ein paar Minuten eingeschlafen. Ich kann ihr das Nachthemd nicht anziehen. Allein der Gedanke daran wäre ihr unglaublich peinlich. Also wickele ich sie in eine zerschlissene Wolldecke, lege das Geld auf die Küchenplatte und gehe so leise ich kann davon.

Valja ist alt genug um zu fahren, aber sie hat keinen Führerschein. Normalerweise ist das kein Problem, weil die Polizei den Mercedes kennt und uns in Ruhe lässt. Aber heute Abend, eine Stunde nachdem ich Maschas Wohnung verlassen habe, sitzen wir in irgendeinem zerbeulten Wagen aus meinem Fuhrpark und fahren ziellos durch die Abenddämmerung. Ohne großen Erfolg versuche ich sie dazu zu bewegen, langsamer zu fahren.

Vor dem National Hotel steigt sie hart in die Bremsen. Orangefarbene Kegel trennen die stark befahrene Straße von einer Reihe teurer Fahrzeuge mit Antennen und bulligen Chauffeuren. Der National Club ist ein Privatclub, der von Politikern des angrenzenden Parlamentsgebäudes, Ausländern, Hotelgästen – leicht zu erkennen und zu meiden – und Geschäftsmännern frequentiert wird. Einige der Geschäftsmänner sind insofern seriös, als die Produkte oder Dienste, die sie anbieten, nicht illegal sind.

»Sei vorsichtig«, sage ich zu ihr, als ich aussteige. Sie sieht mich mit ihren wasserblauen Augen an, verzieht den Mund und fährt mit quietschenden Reifen davon.

Nigel Bolles hat einen Tisch am Fenster für zwei Personen ergattert, mit einem hübschen Blick auf die Straße, das Historische Museum und die hohen roten Backsteinmauern des Kreml. Er geht nie ohne seinen Spazierstock

mit Elfenbeingriff aus dem Haus, mit dem er jetzt gegen mein linkes Bein schlägt, dort, wo normalerweise der Knöchel wäre. Das ist seine traditionelle Begrüßung, obwohl er heute Abend etwas abgelenkt scheint, unruhig auf seinem Stuhl zappelt und sich mit der Zunge über die wulstigen Lippen fährt. Die dunkelblauen Streifen auf seinem leuchtendroten Halstuch passen zum Marineblazer und den Äderchen auf seiner Nase. Sein breiiges, schiefes Grinsen erinnert mich an eine schmelzende Wachsfigur.

»Eines Tages, mein Lieber«, sagt er, »musst du mir erzählen, wie du das Ding verloren hast.«

Die Geschichte von meinem Bein liegt in einer Gruft begraben, die ich nicht einmal vor Valja geöffnet habe, obwohl sie das ganze letzte Jahr über in Tschetschenien bei mir war.

»Dieser Tisch gefällt mir nicht.«

Er rümpft seine vom Gin gezeichnete Nase. »Die kleine Meinungsverschiedenheit mit Gromow ist also etwas Ernstes?«

Da ich nicht antworte, stemmt sich Nigel schnaubend aus seinem gepolsterten Stuhl und macht dem Oberkellner ein Zeichen. Wir schlängeln uns über einen tiefroten Plüschteppich weiter in den Raum hinein zu einem Tisch in der Nähe eines Flügels.

»Erzähl mir von den Schweizern«, sage ich, und während er spricht, höre ich mit halbem Ohr zu.

Im Club herrscht reges Treiben. Der Oberkellner setzt sofort einen fetten Typen und seinen etwas schlankeren Begleiter an Nigels alten Tisch. Als unser Kellner ein mit Perlen besetztes, grünlich gefärbtes Martiniglas voll mit Wodka vor ihm hinstellt, hört Nigel kurz auf zu reden. Er stürzt den Inhalt in zwei Schlücken hinunter, atmet tief

durch, leckt sich über die Lippen und fährt mit seinen Ausführungen fort.

Nachdem wir bestellt haben und er mir den Deal unterbreitet hat, rufe ich mit dem Nokia Valja an. Der National Club legt Wert auf Diskretion, also halte ich die Hand vors Handy. »Ecstasy. Koks. Viagra.« Die Kongressteilnehmer werden die Drogen in einen altmodischen Cocktail namens Blue Moon schütten, wegen der Farbe des Potenzmittels. Ihrer Bestellung nach dürften sie in den Dreißigern, vielleicht Vierzigern sein. Jüngere Kunden bevorzugen Heroin in der einen oder anderen Form. »Und Speed.« Ich nenne ihr die Mengenangaben.

»Sex?«

Die Kids sollen zwischen zehn und dreizehn sein. Kann man das überhaupt so nennen? »Ich rufe jetzt Gromow an.«

Sie grummelt etwas, als ich den Namen erwähne. Sie mag keine Kompromisse.

Ich lege auf und wähle eine andere Nummer. »Ist es erledigt?«, fragt Gromow.

Ist was erledigt?, frage ich mich. »Hier ist Volk.«

Ihm stockt der Atem.

»Bist du noch da?«

»Ja, ich bin dran.« Seine Worte klingen gezwungen.

»Ich habe einen Auftrag für dich. Ich brauche sechs von deinen Kids für eine Party heute Abend. Das ist komplett dein Ding. Ich will keinen Anteil.« Mir wird schon schlecht, wenn ich nur darüber rede. Ich schlucke meinen Ekel runter. »Wenn ich noch mehr solche Deals reinkriege, geb ich sie an dich weiter. Ich will dem Schwein das Wasser abgraben«, sage ich und meine damit einen widerlichen Päderasten aus dem Osten der Stadt. Mit Leuten wie ihm ma-

che ich keine Geschäfte. Bis zum heutigen Abend hatte ich mit so etwas noch nie zu tun, aber Gromow hat mir das nie abgenommen. »Und mit dem Diamanten will ich nach wie vor nichts zu tun haben«, füge ich hinzu.

Wieder Totenstille. »Warum warst du bloß nicht vorher schon so vernünftig?«, sagt er schließlich. »Ich muss ein Telefonat führen. Ich ruf dich zurück.«

Er hat aufgelegt bevor ich fragen kann, *Vor was?*

Nigels Gesicht ist gerötet, er hat mindestens fünf Wodka Lime intus, aber im Laufe der Zeit ist er ziemlich resistent geworden. Der Kellner bringt ein paar Appetizer. Austern für ihn, geräucherten Stör für mich. Um uns herum surrt die Luft. Russisch und Englisch vermischt mit Deutsch, Französisch, Japanisch und, von der Bar, kehligem Kantonesisch. Das Essen wird serviert. Ich stochere in einem blutigen Steak herum, bis ich das Gefühl habe, dass der richtige Zeitpunkt gekommen ist.

»Wen kennst du, der mit Kunst handelt?«, frage ich.

Das ist nicht mein erster Ausflug in Richtung Kunst. Aber die Male davor habe ich Impressionisten und Kubisten verkauft, über einen mondgesichtigen Hehler aus München, der inzwischen tot ist. Er hatte eine Skizze von Picasso gekauft, die einem rachsüchtigen holländischen Industriellen gestohlen worden war, und endete als Fischfutter in einem schleimigen Amsterdamer Kanal. Nigel habe ich mit so etwas bisher noch nicht betraut. Der Großteil meiner Arbeit mit Nigel hat mit Touristen zu tun – Drogen, Prostitution, Hehlerei –, wobei er als Mittelsmann agiert.

Er zieht eine Augenbraue hoch und versucht zu lächeln, aber es wirkt angestrengt. »Kunst?«

»Wenn's dir nichts ausmacht.«

Er schnauft selbstgefällig. »Skulpturen? Gemälde? Welche Periode? Das ist ein weites Terrain, mein Lieber.«

»Gemälde. Ich meide das Thema meines Gesprächs mit Arkadij, meinem Freund aus dem Waisenheim. Den Leuten nicht die Wahrheit zu sagen, scheint eine Angelegenheit von mir zu werden. »Impressionisten und so. Cézanne. Degas. Van Gogh. Picasso. Du weißt schon.«

Ich kann fast die kleine Rechenmaschine in seinem Kopf rattern hören. »Eine ziemlich große Auswahl dieser Künstler hängt im Eremitage Museum«, sagt er. »Ein Teil davon ist übrigens Kriegsbeute.«

Ich habe die Bilder gesehen, unter anderem auch die, die offiziell nicht in unserem Besitz sind, und meiner Meinung nach ist keines davon gestohlen, aber das spielt jetzt keine Rolle. »Wen kennst du hier in der Stadt, der mit solchen Schätzen handelt?«

Er tut absichtlich nachdenklich, während der Kellner unseren Tisch abdeckt.

Um ihn etwas auf Trab zu bringen, sage ich: »Dein Anteil beträgt fünf Prozent. Ich kann dir aber nichts versprechen. Das ist erstmal rein spekulativ.«

»Ich kenne einen Kunsthändler, seine Galerie liegt in der Nähe vom Neujungfrauenkloster. Franzose, also, ähem ... flexibel. Sein Name ist Henri Orlan. Hier ist seine Nummer.« Er schreibt sie auf eine Serviette und schiebt sie mir rüber. »Wenn du willst, kann ich euch bekannt machen.«

»Nein.« Ich stecke die Serviette in die Tasche und schüttle den Kopf. Ich nehme Orlan lieber auf meine Art unter die Lupe.

Nigel nickt abwesend und massiert seine Wurstfinger. »Da gibt es noch jemand anderen. An der Universität. Sag mal, warum ...«

Das Außenfenster zerspringt in einem Trommelfeuer. Tische fliegen um. Körper stieben auseinander und werden in einem ohrenbetäubenden Kugelhagel zerfetzt.

In diesem Ausbruch von Schüssen, Schreien und zersplitterndem Glas springe ich über den Tisch und reiße Nigel zu Boden. Ein Kronleuchter kracht neben uns auf den Teppich, die Scherben fliegen wie kleine Messerchen in alle Richtungen. Nigel klammert sich an mich wie an ein Rettungsboot, während ich ihn durch das Chaos zerre.

Wir haben es drei Meter weit geschafft, als die Schüsse aufhören und nichts als Schmerzens- und Angstschreie, klirrendes Glas und den Gestank von Kordit hinterlassen. Mit Nigel zusammengekauert unter einem Tisch beim Ausgang spähe ich durch den Qualm. Die Männer an unserem ehemaligen Tisch sind blutüberströmt und zerfetzt. Einer spuckt noch Blut und zuckt leicht, aber sie sind beide tot. Auf dem Bürgersteig schlagen die Türen eines grauen Lieferwagens zu, und der Wagen jault unter einer Salve halbherziger Schüsse davon – das hoffnungslos verspätete Gegenfeuer zweier Ersatzbodyguards, die hinter einem schwarzen Escalade kauern.

Ich schlepe Nigel aus dem Club, durch eine Tür, die in das Gebrüll und den Wahnsinn der Lobby des National Hotels führt. Polizeisirenen heulen in der Ferne. Ich dränge mich durch die Lobby und das angrenzende Atrium Café und schließlich durch den Hinterausgang hinaus auf eine dunkle Seitenstraße, wo der Engländer ohnmächtig zusammenbricht, offensichtlich aufgrund der dämmernden Erkenntnis, eine Zielscheibe gewesen zu sein, wenn auch keine primäre. Obwohl er an die hundert Kilo wiegt und ihn das Fett außerdem unhandlich

macht, hieve ich ihn auf die Schulter und trotte mühsam Richtung Hauptstraße.

Dank der unmittelbaren Nähe zum Kreml sind bereits überall Polizei und Krankenwagen unterwegs. Straßenverkäufer packen hastig ihre Waren ein, huschen ängstlich geduckt davon und stoßen verwirrte Touristen und flüchtende Moskauer beiseite. »Tschetschenische Terroristen«, sagt einer. »Verbrecher«, ein anderer. Kein Zeichen von Valja oder dem zerbeulten Wagen.

Als ich Nigel an der verrußten Mauer ablade, kommt er wieder zur Besinnung. Ohne seinen Spazierstock mit dem Elfenbeingriff wirkt er kleiner und irgendwie verloren. Er ist ein zitterndes Wrack. »Er wollte mich umbringen!«, schreit er.

Ich nehme an, er meint Gromow. »Sagen wir, er war bereit, deinen Tod hinzunehmen, um mich loszuwerden.« Das besänftigt Nigel in keiner Weise, also packe ich ihn am breiten Revers seines Blazers und schüttle ihn kräftig durch. »Wie heißt der Mann von der Universität?«

»Frau«, sagt er mechanisch. Ein feiner Film fremder Blutspritzer trocknet auf seinem Kinn.

»Dann eben Frau. Wie heißt sie?«

»Jelena Posnowa.«

Ich schiebe ihn auf die Straße und in Richtung seiner Wohnung. Er schwankt davon. Für den Abend ist er erledigt, vielleicht sogar für immer. Ich mache mich auf den Weg. Es ist Zeit, Gromow zu treffen, solange die Wut noch frisch ist.